

Die virtuelle Umarmung

Mehr als die Hälfte aller Deutschen über 14 Jahre sind regelmäßig online. Sie sammeln Informationen, kommunizieren in Chatrooms und Onlinetagebüchern und genießen das Gemeinschaftsgefühl im Cyberspace.

VON NICOLA DÖRING

Wenn Timo von seinen Bauprojekten spricht, von Forschungszentren, Hafenanlagen und Militärstützpunkten, hört man Stolz in seiner Stimme. Seine Wirtschaft wächst beständig, und die Soldaten tragen einen Sieg nach dem anderen davon. Der Erfolg des 25-jährigen Studenten kommt dabei nicht von ungefähr: Viele Stunden sitzt er täglich vor dem Rechner und lenkt die Figuren durch das Onlinestrategiespiel »Empire Earth«, um seine Zivilisationen von der Steinzeit bis ins Nanozeitalter zu führen.

Lydia alias »Sonnenblume777« nutzt dagegen gerne ihre Mittagspausen für ein schnelles Ratespiel im World Wide Web. Mit fünfzig Cent Einsatz tritt sie gegen »jaqueline« und »stupidtierchen« im Internetquiz an: Die Währung von Liechtenstein? Die Exfreundin von David Copperfield? Blitzschnell schickt sie die richtige Antwort per Mausclick. Taucht dann noch ihre Freundin »ernapluesch«, leicht erkennbar an Hut mit Federn auf dem Kopf, im virtuellen Quizstudio auf, wird es richtig lustig: Beide Frauen sind Stammgäste beim Ratespiel und plaudern anschließend noch im Onlinechat über die Familie und den neusten Büroklatsch.

Timo und Lydia sind zwei der rund 36 Millionen Internetnutzer in Deutschland. Während vor zehn Jahren der Anteil der User hier zu Lande noch unter fünf Prozent lag, tummelt sich mittlerweile jeder Zweite im Netz (siehe Grafik S. 42, Internetnutzer in Deutschland). Mit Ausnahme des Mobiltelefons hat sich keine andere Medientechnologie so schnell verbreitet. Und kein anderes Medium vereint so viele verschiedene Dienste und Anwendungen für Information, Unterhaltung, Transaktion und Kommunikation. In Onlineforen tauschen sich Menschen außerdem über ihre Probleme aus oder nutzen das Netz zur Partnersuche. Zweifellos verändert das Internet unseren Alltag ganz entscheidend – nur wie? Besteht am Ende gar die Gefahr, dass wir uns in den virtuellen Welten verlieren? Ersetzt das elektronische Netz bald unsere realen Beziehungen?

SPIEL DES LEBENS

Vor allem Onlinespiele im Endlosformat geraten immer wieder ins Kreuzfeuer der Kritik. Sie stellen einen ganz eigenen Kosmos dar. Laut einer Umfrage vom Institut für Medien- und Marketingforschung ENIGMA GfK im Auftrag von ARD und ZDF waren im Jahr 2004 elf Prozent der Internetuser in Deutschland Onlinespieler – darunter »Heavy Ga-

mer« wie Timo, die sich mit komplizierten Strategie-, Rollen- oder Actiongames beschäftigen und viel Zeit und Geld in Abozugänge oder gute Grafikkarten investieren.

40 solcher Heavy Gamer befragte die Kommunikationswissenschaftlerin Gerit Götzenbrucker von der Universität Wien zu ihren individuellen Erfahrungen im Netz. Das überraschende Ergebnis ihrer Studie von 2001: Intensivspielern ist vor allem der Zusammenhalt in der Gemeinschaft wichtig. Sie schließen sich häufig zu »Clans« zusammen, üben gemeinsam und treffen sich außerhalb der Netzwelt zum Stammtisch. Im Spiel konkurrieren die Gamer nicht nur, sondern helfen sich untereinander »auf der Baustelle« oder organisieren virtuelle Feierlichkeiten bis hin zu Hochzeitszeremonien. Die große Bedeutung der Geselligkeit in diesen Mehrpersonen-Onlinespielen zeigt sich darin, dass es oft nicht auf Kampf oder Wettbewerb ankommt, sondern das gemeinsame, kreative Erschaffen und das Erkunden unbekannter sozialer Rollen im Mittelpunkt stehen.

Der lebensuntüchtige, sozial isolierte Computerfreak, der sich dauerhaft in virtuellen Welten verliert, ist also die Ausnahme. Oft handelt es sich dabei um Jugendliche aus schwierigen sozialen Verhältnissen, die aus Frust in gewalthal-



LARISSA BERTONASCO / GEHIRN&GEIST

tigen Spielen Zuflucht suchen. Oder aber um Menschen, die von krankhafter Glücksspielsucht betroffen sind: Online-casinos werden den Betroffenen leicht zum Verhängnis, weil sie beim virtuellen Roulette oder Black Jack rund um die Uhr ihren Einsatz machen können. In beiden Konstellationen wirkt das Internet nicht als Ursache, kann aber bereits vorhandene soziale und psychologische Probleme gefährlich verstärken.

Den passionierten Intensivspielern steht die Gruppe der »Casual Gamer« gegenüber, die wie Lydia schnelle, unkomplizierte Abwechslung suchen. Gefragt sind hier vor allem Wissenstests, Puzzles oder Geschicklichkeitsspiele. Diese Gelegenheitsspieler nutzen Internetangebote aber eher nebenbei, etwa in der Pause oder zur allgemeinen Zerstreuung, so das Ergebnis einer Befragung unter 1162 Studierenden, die 2003 vom Pew Internet & American Life Project publiziert wurde.

Die meisten Onlineangebote liefern den Usern jedoch keine virtuellen Spielwiesen, sondern einen konkreten Nutzen: Eltern diabeteskranker Kinder oder Opfer häuslicher Gewalt, die im realen Umfeld mit ihren Problemen allein sind, finden in Internetforen die Unterstützung anderer Betroffener. Gleiches gilt für gesellschaftlich stigmatisierte Themen, mit denen man sich nicht unbedingt »outen« möchte wie zum Beispiel Blaseschwäche oder Schizophrenie.

GEHT NICHT GIBT'S NICHT

Eine Vielzahl authentischer Erfahrungen mit Onlineforen beschrieb und analysierte der Computerexperte Howard Rheingold in seinem 1994 erschienenen Buch »Die virtuelle Gemeinschaft«. Dessen Vorteil hatte er damals bereits am eigenen Leib gespürt: Als er Mitte der 1980er Jahre auf der Kopfhaut seiner Tochter eine Zecke entdeckte, setzte sich der Amerikaner an den Computer und

ERWEITERTER LEBENSRAUM
Im Internet tauschen Menschen Informationen aus, plaudern miteinander – und manche verlieben sich sogar.

bat im Elternforum von »The Well« um Hilfe. Nur wenige Minuten später traf eine kompetente Antwort auf seinem Bildschirm ein – und die Zecke war schneller entfernt, als der Rückruf aus der Arztpraxis kam. Doch schon im Jahr 2000 sah der ehemalige Verfechter der »Netzwärme« die Dinge wesentlich kritischer: In der von ihm verwalteten und sehr renommierten Online Community »Mind Storms« beklagte er sich über die vielen Beiträge in »The Well«, die nur sinnloses Geschwätz oder gar offene Feindseligkeit enthielten. Was hatte sich in der Zwischenzeit verändert?

Bis Ende der 1990er Jahre waren es in erster Linie Akademiker, die Zugang zum

▷ Internet hatten, eine kulturell relativ homogene, kleine Elite also. Inzwischen ist das Netz mit seinen unzähligen Foren ein Massenmedium: Menschen jeglicher politischer, sozialer und intellektueller Couleur reden mit – verständlich, dass es da häufiger Konflikte gibt und immer mehr Fälle beispielsweise von Sexismus und Rassismus. Trotzdem herrscht im Netz längst keine Anarchie; sowohl die Betreiber von Onlineforen als auch die Nutzer fügen sich einer teilweise sehr strikten Reglementierung. Hausordnungen und Verhaltensregeln, so genannte Netiquetten, stehen am Eingang der Diskussionsplattformen und werden durch Moderatoren oder »Superuser« überwacht.

ENGES GEMEINSCHAFTSGEFÜGE

In einem Feldexperiment im Jahr 2000 überprüfte unser Forschungsteam der Universität Ilmenau, wie verschiedene Chatgruppen auf eine Regelverletzung innerhalb ihres Forums reagieren. Dafür stellten wir die Frage »Jemand Lust auf Cybersex?« in den Raum. Einige Plattformen verhinderten durch ihre technische Konfiguration automatisch, dass sexualbezogene Begriffe angezeigt wurden – unser Beitrag wurde also gelöscht. Doch obwohl derartige Bemerkungen genauso wie rassistische oder antisemitische Äußerungen auch in allen anderen untersuchten Foren laut »Hausordnung« verboten waren, konnten wir die Frage in den meisten Chats ungehindert veröffentli-

chen. Die übrigen User beantworteten unseren Aufruf in vielen Fällen mit Zu-rechtweisungen oder Spott. Je kleiner und eingeschworener eine Onlinegruppe war, desto vehementer traten die Nutzer unserer Regelverletzung entgegen. Der vermeintliche Störenfried sorgte offenbar dafür, dass die Gruppenmitglieder enger zusammenrückten und gemeinsam gegen ihn vorgingen. Untersuchungen anderer Arbeitsgruppen zeigen außerdem deutlich, dass Foren mehr unterstützende und ernste Nachrichten enthalten, sobald sie zusätzlich moderiert werden.

Welchen großen persönlichen Nutzen Menschen aus Internetplattformen ziehen, geht beispielsweise aus den Studien über Onlineselbsthilfegruppen von Jenny Preece an der University of Maryland in Baltimore hervor. Die Informationswissenschaftlerin sammelte Nachrichten aus einem Forum für spezielle Knieverletzungen und wertete diese nach verschiedenen inhaltsanalytischen Kriterien aus. Es zeigte sich, dass in rund fünfzig Prozent der Beiträge Mitgefühl für andere geäußert wurde, 32 Prozent stellten persönliche Erfahrungsberichte dar, 17 Prozent enthielten vornehmlich Sachinformationen und nur zwei Prozent der Botschaften deklarierte Preece als Witze, Werbung oder andere Mitteilungen. Aggressive Botschaften kamen überhaupt nicht vor. Die Interviewteilnehmer äußerten sich zudem durchweg positiv über das Forum: Sie konnten an den Erfahrungen anderer teil-

haben und Tipps für Kliniken, Medikamente und Behandlungsprogramme austauschen. Vor allem aber erfuhren die User hier emotionale Unterstützung und Anteilnahme, die im realen Umfeld mit der Zeit nachgelassen hatte. Doch handelt es sich bei Internetfreundschaften überhaupt um echte Beziehungen?

LIEBE AUF DEN ERSTEN KLICK

Die Soziologin Evelina Bühler-Ilieva von der Universität Zürich liefert zumindest schwer wiegende Hinweise dafür. Sie hatte 2002 rund 4000 Nutzerinnen und Nutzer der Schweizer Datingplattform »Partnerwinner.ch« schriftlich befragt und herausgefunden, dass sich im Internet geknüpfte Liebesbeziehungen keinesfalls als Scheinbeziehungen abtun lassen: Fast ein Viertel der Befragten berichtete, über die Plattform eine echte Partnerschaft aufgebaut zu haben. Und die Hälfte dieser Beziehungen war zum Zeitpunkt der Befragung noch intakt.

In einer eigenen Studie untersuchte unsere Arbeitsgruppe von der Universität Ilmenau die Onlineliebesgeschichten von rund hundert Personen. Bei der Analyse stellte sich heraus, dass auf den Erstkontakt im Internet per Chat oder E-Mail im Lauf der Zeit meist der Austausch von Fotos, Telefonate und persönliche Treffen folgten. Dabei war jeder dieser Medienwechsel ein Wendepunkt in der Beziehungsentwicklung: Scheiterte der nächste Schritt – etwa weil der forsche Chatflirter nicht seine Telefonnummer herausrückte oder der humorvolle Mailpartner am Telefon plötzlich peinlich herumdreckte –, war es häufig aus mit der keimenden Onlineromantik. Wurden die Medienwechsel jedoch bewältigt und mündeten in einem persönlichen Kennenlernen, wandelte sich die Online- zur Offlinebeziehung.

Zwar kämpfen Internetbekanntschaf-ten häufiger mit räumlicher Distanz – etwa wenn sich der Rostocker in die Münchenerin verliebt oder die Australierin in den Engländer. Andererseits wird solchen Verbindungen nachgesagt, dass Menschen sich auf diesem Weg viel intensiver aufeinander einlassen. Onliner beschreiben die Treffen im Netz als Be-

AUF EINEN BLICK

Alle Welt im Internet

1 Fernsehen, Internet & Co. spielen im Alltag der Deutschen eine immer größere Rolle: Durchschnittlich achteinhalb Stunden täglich verbringen sie mit den verschiedenen Medien.

2 Derzeit gibt es rund eine Milliarde Internetnutzer weltweit. In Deutschland ist jeder Zweite online, wobei Männer mit 60 Prozent häufiger im Netz unterwegs sind als Frauen.

3 Der lebensuntüchtige, sozial isolierte Computerfreak, dessen Leben sich fast ausschließlich in virtuellen Ersatzwelten abspielt, ist die seltene Ausnahme. Der größte Teil der User nutzt das Netz zum sozialen Austausch: Rund 80 Prozent verschicken zum Beispiel E-Mails an Freunde und Kollegen.



schnuppert »von innen nach außen« und geben unumwunden zu, dass sie ihren seelenverwandten Liebespartner nach ein paar E-Mails ins Herz schlossen – auf einer Party hätte sie diesen aber nach einem ersten Blick links liegen gelassen.

Die Chancen, in den Weiten des Internets dem Traummann oder der Traumfrau zu begegnen, sind tatsächlich gar nicht gering: Mehr als zwei Millionen des Singledaseins müde Männer und Frauen haben Suchprofile auf Plattformen wie »Friendscout.de« und »Neu.de« platziert. Auf Kontaktbörsen scannen Suchende die Nutzerprofile nach Merkmalen wie Alter, Größe, Wohnort oder Hobbys – und haben dabei ganz unterschiedliche Absichten: Manche sind lediglich an einem schnellen Abenteuer interessiert, andere hoffen auf eine langsame Annäherung und hegen ernsthafte Pläne. Enttäuschungen bleiben – wie im realen Leben – auch hier nicht erspart. Manch einer musste schon erleben, wie eine Internetliebe, basierend auf E-Mails und Telefonaten, denselben Kummer auslöste wie das Scheitern einer herkömmlichen Beziehung.

Die Partnersuche im Internet birgt jedoch eine Gefahr: Nicht wenige Onlinenutzen nämlich die Möglichkeit, ihr »wahres Gesicht« hinter den elektroni-

schichten Nachrichten zu verbergen. Wer andere täuschen, betrügen oder missbrauchen will, hat im Netz zunächst leichtes Spiel. Denn dem Gegenüber fällt es natürlich schwer, anhand von nichts anderem als Textmitteilungen seine Bekanntschaft richtig einzuschätzen.

Ein amerikanischer Psychiater gab sich beispielsweise als eine gelähmte, durch einen Unfall entstellte Frau namens Joan Greene aus und erschlich sich so das Vertrauen der Mitglieder einer Onlinegemeinschaft – darunter viele Frauen. Zudem sind Heiratsschwindler unterwegs, die den gut betuchten Single mimen, aber auch erwachsene Männer, die sexuellen Kontakt zu Kindern suchen und sich im Teenagerchat als Gleichaltrige ausgeben.

SCHWARZE SCHAFE KREUZEN

Besonderes Aufsehen erregte ein Fall Ende der 1990er Jahre im US-Bundesstaat Kansas. Damals betrieb die 19-jährige, leukämiekrankte Studentin Kaycee Nicole eine Homepage im Internet, um ihre Erfahrungen und ihr Wissen mit anderen zu teilen. Kaycees Berichte waren sehr ergreifend, sodass nach und nach immer mehr Internetnutzer mit der jungen Frau per E-Mail, Chat und Telefon in Kontakt traten.

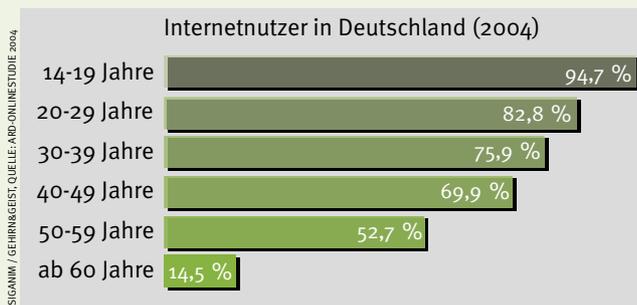
VERSTECKTE SEHNSUCHT

Schlanker, jünger, schöner – die wahre Identität lässt sich im Netz spielend leicht aufpolieren.

Als Kaycee schließlich den Kampf gegen den Krebs verlor, trauerte eine ganze Onlinegemeinschaft. Freunde schickten der Familie Kondolenzschreiben, Geschenke, Geld und kündigten an, zur Beerdigung zu kommen – da stellte sich plötzlich heraus, dass das Mädchen nie existierte. Drei Jahre lang hatte Debbie Swenson, eine Frau aus Oklahoma City, der vermeintlichen Kaycee eine vollkommen fiktive Identität verliehen und diese in Onlinetagebüchern, E-Mails, Chats und sogar in Telefonaten aufrechterhalten. Die Beweggründe der Frau sind unbekannt, angeblich wollte sie auf das Schicksal von Krebspatienten aufmerksam machen.

Die meisten Internetnutzer freilich haben kaum Interesse an einer falschen Selbstdarstellung. Vielmehr suchen sie Verständnis und Akzeptanz für reale Belange und wollen bedeutungsvolle Kontakte zu anderen Menschen herstellen. Allenfalls eine bemüht vorteilhafte Selbstdarstellung findet man im Netz – ebenso wie im realen Leben, wenn der Bauch ▷

VON MENSCHEN UND SUCHMASCHINEN



AM 1. SEPTEMBER 1969 wurde der Internetvorläufer ARPANet (Advanced Research Project Agency Network) an der University of California in Los Angeles in Betrieb genommen. Ursprünglicher Zweck war es, im Fall eines Atomkriegs eine störungsfreie Kommunikation zu ermöglichen. Seit der Verfügbarkeit von WWW-Browsern Anfang der 1990er Jahre können auch Laien auf das Netz zugreifen.

Informationsfülle und Stimmenvielfalt im Netz fordern uns tagtäglich. Nicht immer ist es leicht, die Spreu vom Weizen zu trennen. Um Informationen im Netz zu finden, greifen wir auf so ge-

nannte Suchmaschinen zurück. Doch erfassen Google und Co. nur 16 Prozent aller Websites und sortieren ihre Treffer zudem nach undurchschaubaren Kriterien. Offiziell erfolgt die Gewichtung nach der Anzahl der meisten Klicks und Verlinkungen – aber wie das genau funktioniert, ist ein Betriebsgeheimnis des Marktführers Google.

DAS PROBLEM FÜR UNSERE WISSENSGESELLSCHAFT besteht deshalb weniger in nutzlosem Datenmüll. Kritischer beurteilen Experten die Tatsache, dass der Zugang zum Informationsreservoir Internet im Wesentlichen über eine kommerzielle Suchmaschine läuft. Die wird schnell zur Selektionsmaschine, denn sie beurteilt die Relevanz der Seiten und teilt ihnen Platzierungen zu. Vor allem die oberen Ränge der Listen finden dabei Interesse – den millionsten Hit schaut sich wohl niemand mehr an. Wenn ein User also nach einem Politiker, einem Kühlschrank oder einem Medikament sucht, sieht er vor allem, was unter den Top-Treffern landet. Gute Platzierungen können aber prinzipiell auch erkaufte oder durch diverse Anbietertricks erreicht werden.

▷ eingezogen und die Wohnung noch schnell aufgeräumt wird. Viele User schätzen aber auch gerade das Internet als einen Ort, an dem sie dem alltäglichen Zwang zur positiven Selbstdarstellung entkommen. Sie wollen Gleichgesinnte treffen, sich ihnen öffnen – und mit dem wahren Ich beachtet und anerkannt werden.

OFFENBARE DICH!

Dabei fällt es vor allem schüchternen Menschen sehr viel leichter, ihre Meinung zu äußern und sogar intime Gedanken und Gefühle preiszugeben. Eine in stiller Stunde getippte E-Mail kann dementsprechend viel mehr über einen Menschen aussagen als ein in Konventionen gefangener Small Talk im Restaurant. Gleichzeitig erfüllt zwar wahrlich nicht jede Publikation im Netz wissenschaftliche oder literarische Qualitätskriterien, und auch die Inhalte privater Homepages wirken nicht selten etwas unbeholfen und naiv. Sie demonstrieren allerdings das rege Bedürfnis der Anbieter, etwas von ihrem Leben und von sich selbst zu offenbaren – und seien es nur Urlaubsfotos, selbst verfasste Gedichte oder die Schätze aus der eigenen Plattensammlung.

Die amerikanische Psychologieprofessorin Katelyn McKenna fand in mehreren Studien heraus, dass Menschen das Internet häufig nutzen, um Aspekte ihres Selbst darzustellen, die sie in anderen Situationen eher verbergen würden – beispielsweise eine homosexuelle Orientierung. Die Präsentation dieses wahren Selbst im Netz kann sich in verschiedener Weise positiv auswirken: Die virtuelle Offenbarung intensiviert Onlinekontakte und vermittelt soziale Nähe, sie kann Selbstvertrauen und Selbstakzeptanz steigern und schließlich auch mehr Offenheit im realen Leben fördern.

In Zukunft wird das Netz auch im realen Leben noch präsenter werden – nämlich dann, wenn es die Mobilfunktechnik möglich macht, dass wir künftig kaum noch an einen stationären Rechner gebunden sind. Doch keine Sorge: Bereits jetzt spielt das Internet in unzählige Alltagsabläufe mit hinein, ohne dass Menschen massenhaft ihre realweltlichen Bindungen, Kompetenzen oder Interessen verlieren. Die meisten User nutzen das Web für den Austausch von E-Mails mit Freunden, Kollegen und Verwandten und führen so vielleicht noch mehr »Gespräche« als zuvor. Dass der Standardbrief durch die Onlinekom-

munikation verdrängt würde, ist übrigens ebenfalls ein Mythos: Schriftliches aus der Feder bleibt wie bisher besonderen Anlässen vorbehalten. ◀

NICOLA DÖRING ist Professorin für Medienkonzeption und Medienpsychologie an der Technischen Universität Ilmenau. **LARISSA BERTONASCO** illustrierte den Titelkomplex. Sie lebt als freie Künstlerin in Hamburg.

Literaturtipps

Döring, N.: Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen. Göttingen: Hogrefe 2003.

Lehmann, K., Schetsche, H. (Hg.): Die Google-Gesellschaft. Vom digitalen Wandel des Wissens. Bielefeld: Transcript Verlag 2005.

Weblinks

www.online-forschung.de

Das Portal bietet unter anderem Tipps, Texte und Links zu Onlineumfragen und Onlineexperimenten.

www.pewinternet.org

PEW Internet & American Life Project